

Eichendorffs „Aus dem Leben eines Taugenichts“ als Lebenstext

Es gibt Geschichten, die sich immer wieder neu ereignen. Die Generationen leben bekannte Strukturen in immer neuen Varianten. In ihren individuellen Lebenstexten gestalten sie die Motive mit den Mitteln ihrer Zeit und schmücken die Geschichten mit ihren Träumen aus, in denen sich die Tagesreste von Welterfahrung ablagern. Je jünger der Mensch, desto geringer seine Erfahrung der realen Welt, der ersten Realität, wie wir das heute angesichts des übergroßen Angebots der zweiten, der Medienerfahrung, nennen.

Darin sehen wir oft eine Gefährdung der jungen Generation. Wie sollen Kinder und Jugendliche lernen, sich in der Welt zu orientieren, wenn sie doch ständig unter dem Beschuss zweifelhafter Fernsehsendungen, Computerspiele, verwirrender Angebote des Internets und Reklameversprechen aller Art stehen? Und doch müssen sie auch unter diesen Bedingungen eines Tages wie alle Generationen vor ihnen, wie Parzival, Siegfried, der Dummling, Simplissimus, Franz und Karl Moor, Werther, Edgar Wibeau, der Taugenichts, Leonce und Lena, Holden Caulfield und der Grindkopf in die Welt hinausgehen und versuchen dort ihr Glück zu machen.

Und tun das die Mädchen und die jungen Frauen auch? Oft suchten sie in früheren Zeiten ihr Glück in Innenwelten. Beim Überschreiten der gesetzten Grenzen drohte ihnen der soziale und oft auch der physische Tod. Bei näherem Hinsehen geht allerdings die Suche nach dem Glück auch für die jungen Männer meistens nicht gut aus. Viele überleben ihre Jugend nicht, und andere finden sich unversehens in jenem Leben wieder, dem sie entfliehen wollten. Sie gehen in der Welt verloren, geraten mit den Gesetzen in Konflikt, ihre Angeboteten sind schon vergeben, ihr Königreich bleibt Illusion. Schließlich entledigen sich manche ihres schwierigen Lebens und bleiben so für immer jung. Andere bekommen wenigstens die Prinzessin am Schluss oder doch das Erbe des Vaters. Immerhin.

Natürlich waren die Träume der Jugendlichen in der Vergangenheit ebenso vom Medienangebot ihrer Zeit geprägt, von Ritter- und Liebesromanen, romantischen Verklärungen von Selbstmord und Liebeswahn, Langeweile und Depression oder des Lebens als Räuberhauptmann, in denen auch damals die ältere Generation Gefahren für die Jugend ausmachte, die ihre Köpfe verwirren und sie fürs Leben untauglich machen würden. Und unter Leben stellten sie sich gemeinhin das vor, was sie in der Gesellschaft erreicht hatten oder hätten erreichen wollen, aber besser - eben glücklicher.

So schickt der in der Frühe bereits emsig werkende Müller in Joseph von Eichendorffs Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“ seinen verträumten Sohn mit den Worten in die Welt hinaus „Du Taugenichts! da sonnst du dich schon wieder und dehnst und reckst dir die Knochen müde, und läßt mich alle Arbeit allein tun. Ich kann dich hier nicht länger füttern. Der Frühling ist vor der Türe, geh auch einmal hinaus in die Welt und erwirb dir selber dein Brot.“¹ Dabei sitzt ihm die Schlafmütze des Spießbürgers schief auf dem Kopf. Die klassische Aufforderung ruft die trotzigste, nach heutigen Kriterien coole Reak-

¹ Joseph von Eichendorff, Werke, Bd. 2, hrsg. v. Wolfgang Frühwald, Brigitte Schillbach u. Hartwig Schultz. Deutscher Klassiker Verlag: Frankfurt am Main 1985, S. 446, Z. 12ff

tion des Jugendlichen hervor: „Nun, ... wenn ich ein Taugenichts bin, so ist's gut, so will ich in die Welt gehen und mein Glück machen.“

Dem Märchenanfang folgt der Aufbruch in eine Welt, die im doppelten Sinne aus glücklicher Erwartung besteht. Der junge Musikant nimmt seine Geige und zieht hinaus wie im Rausch - endlich gehört sie ihm, die Welt, von der er alles erwartet und die ihn offenbar bereits erwartet hat.

Die Lebensreise vollzieht sich zu Beginn wie im Zeitraffer: Noch tröpfelt zu Hause „der Schnee emsig vom Dache“ und der Frühling, der „vor der Türe“², ist, bricht mit dem Aufbruch plötzlich aus. Die Kutschfahrt führt den jungen Mann gegen Mittag bereits durch wogende Kornfelder.³ Im Handumdrehen findet er Arbeit und Unterkunft. Die Zumutungen des Arbeitsalltags erscheinen ihm zunächst als Geschenk. Später, als die Pflichten drücken, lebt er bereits den Traum des Verliebtseins in die Angebetete, die er aus der Ferne beobachtet.

Und mag der Taugenichts auch eins sein mit der Natur, die sich im Gleichklang zu befinden scheint mit seinen Hoffnungen, Ängsten und Enttäuschungen, so lebt er doch in seltsamer Abgeschiedenheit von der Gesellschaft, die ihn umgibt. Zwar reagieren seine Gefühle heftig auf alles, was ihm widerfährt, doch vermag er die Vorkommnisse nicht im Kontext zu deuten. Der erfahrene und aufmerksame Leser erkennt allerdings das Programm im Hintergrund, das die Träume, Pläne und Gedanken des Jungen begleitet, und kann die Zeichen, die der Autor ausstreut, mit Geduld und Spürsinn finden und aus dem Wiedererkennen verstehen.

Der junge Mann lauscht stattdessen den Hoffnungen, die ihm die Natur, die ihn umgibt, verspricht, und zwar umso mehr, je zuversichtlicher seine Erwartungen sind, und ist im übrigen zu sehr damit beschäftigt, in die Welt zu gehen und sein Glück zu machen, als dass er die amüsierten Blicke, das Gewisper, das spottende Geflüster und Gelächter, die arrogante Haltung, die ironischen Bemerkungen der Hofgesellschaft im Bezug auf seine Person und Erscheinung zu deuten wüsste. Die vom Autor platzierten Andeutungen und Hinweise zur Entschlüsselung der verwirrenden Ereignisse, die seinem Protagonisten begegnen, nimmt dieser, wenn überhaupt, nur aus den Augenwinkeln wahr.

Doch trifft die Geringschätzung der Hofgesellschaft direkt auf seine ungeschützten Gefühle. Nach dem Lied auf der Kahnfahrt, das er – übrigens a cappella ohne den Schutz der Geige - für die geliebte Frau gesungen hat, bricht er in Tränen aus: „...das Herz wollte mir zerspringen von dem Liede vor Scham und vor Schmerz, es fiel mir jetzt auf einmal alles recht ein, wie Sie so schön ist und ich so arm bin und verspottet und verlassen von der Welt ...“.⁴ Und sollten auch die Wunderhörner nur Herbarien sein⁵ und die Volkslieder Salonunterhaltung, seine wahrhaftigen Gefühle, die den Zustand der Welt abbilden, die ihn umgibt, ergreifen mit dem Taugenichts auch Teile seines Publikums im Buch und außerhalb.

² a.a.O., S. 446f

³ Vgl. a.a.O., S. 450, Z. 25

⁴ a.a.O., S. 464, Z. 20ff

⁵ Vgl. a.a.O., S. 462, Z.14f

Seine glückliche Erwartung wird bald enttäuscht: „Mir ist's nirgends recht. Es ist, als wäre ich überall eben zu spät gekommen, als hätte die ganze Welt gar nicht auf mich gerechnet.“ Es ist die Lebenssituation des Jugendlichen, dem die Welt von jenen, die sich in ihr eingerichtet haben, als Faktum präsentiert wird. Aus dem Gefühl der Ohnmacht und der enttäuschten Liebe folgt die Depression, der „Durchhänger“, wie man heute sagen würde: „Ich wickelte mich, gleich einem Igel, in die Stacheln meiner eigenen Gedanken zusammen ...“

Und weiter geht es auf der Achterbahn der Empfindungen. Gleich weckt der Morgen neuen Tatendrang: „Ich weiß nicht, wie es kam – aber mich packte da auf einmal wieder meine ehemalige Reiselust: alle die alte Wehmut und Freude und große Erwartung.“⁶ „Rechnungsbuch, Schlafrock, Pantoffeln, Pfeifen und Parasol“⁷ – Insignien des bürgerlich sesshaften Lebens – bleiben als leere Hülle zurück. Der Taugenichts entpuppt sich neu. Mit der Geige geht es „nach Italien, wo die Pomeranzen wachsen.“⁸, so hat er das zumindest vom Portier gehört.

Das probeweise Erwachsenenleben hat nicht geklappt. Die Langeweile im immer Gleichen hat ihn eingekapselt und die enttäuschte Liebe hat ihn scheitern lassen. So setzt er seine Reise fort, diesmal weit hinaus ins Unbekannte. Was tut's, dass er „den rechten Weg“⁹ nicht kennt, es führt doch keiner zurück, es sei den um den Preis der Lächerlichkeit.¹⁰ So bricht er mutig und voller Hoffnungen von neuem auf. Entsprechend zeigt die Natur sich ihm in ihren schönsten Farben.

Doch nicht lange, und sie ändert ihre Gestalt. Er irrt in einem großen Wald umher. Die Orientierungslosigkeit lässt ihn wiederum eine Talfahrt der Gefühle antreten, und auch sein Geigenspiel hilft auf die Dauer nicht gegen Hunger und Verlorenheit.¹¹

Zwar gelingt es ihm, im nächsten Dorf mit seiner Geige zum Vergnügen der jungen Leute den Tanzmeister zu machen, doch die Verlockungen des Philisterlebens, das Spielen für Geld und die Aussicht auf eine reiche Heirat, weist er um den Preis der Einsamkeit zurück. Hat er doch eben erst mit dem Versuch eines angepassten Lebens schlechte Erfahrungen gemacht. So gibt er sich lieber in der Nacht und ohne Geld seinen Verlassenheitsgefühlen hin: „... und allen ist's gleich, ob ich noch da bin, oder in der Fremde, oder gestorben. – Da kam mir die Welt auf einmal so entsetzlich weit und groß vor, und ich so ganz allein darin, daß ich aus Herzensgrunde hätte weinen mögen.“¹²

Die nächtliche Begegnung mit Guido und Leonhard, wird durch das hereinbrechende Tageslicht nur scheinbar erhellt. Die beiden, die sich als Maler vorstellen, bei denen es sich aber in Wahrheit um Flora, die Tochter der Gräfin,

⁶ a.a.O., S. 487, Z. 15ff

⁷ a.a.O., S. 488, Z. 3f

⁸ a.a.O., 489, Z. 7f.

⁹ a.a.O., S. 488, Z. 23

¹⁰ Vgl. a.a.O., S. 489, Z. 12ff

¹¹ Vgl. a.a.O., S. 492

¹² a.a.O., S. 496, Z. 11ff

und ihren geliebten Bräutigam handelt, erkennen ihn als den Einnehmer vom Schloss und beginnen ein Intrigenspiel mit ihm, um sich selbst vor Verfolgung zu schützen. Er bekommt neue Kleider, die ihm viel zu groß sind – aus den alten sei er herausgewachsen¹³ – um für die Verfolger eine junge Frau in Männerkleidern, nämlich Flora, zu spielen. Der Taugenichts hingegen genießt es, unter Menschen zu sein und wieder eine Rolle zu spielen – in welchem Stück, bleibt ihm verborgen.

Je mehr er im Verlauf der Geschichte zum Spielball fremder Interessen und Intrigen wird und je unverständlicher ihm selbst – und auch dem Leser – die äußeren Umstände erscheinen, die ihn ergreifen und bestimmen, umso authentischer erscheint der Taugenichts in diesem allgemeinen Maskenspiel. Er spielt die ihm zugedachte Rolle gut, springt nach dem Verschwinden von Guido und Leonhard mit dem Klang des Posthorns in die Kutsche und fährt ohne Orientierung von einer Poststation zur anderen. Zwar hat er auch zuvor den „rechten Weg“ nicht gewusst, war aber keck in die Welt hinaus gegangen. Doch nun *wird* er gereist, und die die Welt zieht funkelnd und farbenreich wie im Kino an ihm vorüber, bis sie sich schließlich auf dem Weg zum einsamen Schloss in Schluchten verdunkelt.

Dort lebt er, vom Personal neugierig beobachtet, unfähig, sich zu verständigen, ein Leben im Überfluss. Vorm großen Spiegel erkennt er, dass die Reise bisher nur seine Attribute verändert hat – die neuen Kleider stehen ihm recht gut – und die Entwicklung seiner Persönlichkeit sich vorerst lediglich durch „ein gewisses feuriges Auge“ und ein paar „Flaumfedern“ auf der Oberlippe ankündigt.¹⁴ Zwar hat er geografisch eine gehörige Strecke zurückgelegt, immerhin ist er von Deutschland bis nach Italien gelangt – doch seine persönliche Entwicklung hat nicht Schritt gehalten. Wie auch, wenn ihm der Kontext, in dem er sich bewegt, verborgen bleibt.

Das Wohllieben bedeutet Stillstand: „Das war nun aber doch ganz seltsam auf dem Schlosse! Kein Mensch dachte da ans Weiterreisen.“¹⁵ Es macht ihn träge und traurig. Auch der Leser sieht die merkwürdigen, bedeutungsvoll zelebrierten Vorgänge im Schloss wie hinter Glas und wartet auf das Ende des retardierenden Moments und die baldige Auflösung der Rätsel.

Das Posthorn kündigt als Signalgeber das Ende des Stillstands an.¹⁶ Den Protagonisten erreicht ein Brief der geliebten Frau, der ihn, obgleich er, wie sich später herausstellt, gar nicht für ihn bestimmt ist, aus seiner Lethargie reißt und ihm die Kraft zur Flucht gibt. Erneut bricht er auf, diesmal mit dem Ziel, seine Liebe zu suchen.

Wie von selbst gelangt er nach Rom. Doch erweist sich die Stadt, die in der Nacht noch verheißungsvoll im hellen Mondschein vor ihm glitzert, in ihrem Innern bald als Labyrinth, voller geheimnisvoller Gärten und Häuser und Gesellschaften und Gestalten, in denen er immer wieder seine Aurelie zu erkennen meint, die stets, sobald er sie erreicht zu haben glaubt, schon wieder fort ist. Der Autor, der die Stadt Rom nie besucht hat, schickt seinen Protagonisten

¹³ Vgl. a.a.O., S. 501, Z. 25 ff

¹⁴ Vgl. a.a.O., S. 510, Z. 22ff

¹⁵ a.a.O., S. 513, Z. 34f

¹⁶ Vgl. a.a.O., S. 515f

durch ein Bilderbuch des Tourismus und der Kunstgeschichte, in dem er zwischen den Wasserkünsten, Plätzen und Gemälden verloren geht. Überall scheinen Menschen in ihm den Einnehmer zu erkennen, und die Kammerjungfer vom Schloss in W. steckt ihm mitten im szenischen Vorbild von E.T.A. Hoffmanns „Fermate“ einen Zettel zu – der wiederum wie alle anderen Zeichen und Hinweise ins Nichts führt.¹⁷

Des Fremdseins und des Reisens überdrüssig, beschließt er, heimzukehren nach Deutschland. Aber der Zufall führt ihn zurück zum Schloss in Wien direkt in die Arme seiner Aurelie. Er trifft auf Flora und Leonhard, der ihm nun seine Rolle erklärt: „'...aber du hast wohl noch keinen Roman gelesen?' – Ich verneinte es. – ‚Nun, so hast du doch einen mitgespielt.‘“¹⁸ Da man ihn auf dem einsamen Schloss für das Fräulein Flora hielt, bekam er auch Aurelies Brief, der für sie bestimmt war und sie aufforderte, nach Hause zu kommen.

Aurelie, die Angebetete, die er für unerreichbar, für eine Gräfin gehalten hatte, die ihm Motiv und fernes Ziel der Lebensreise war, entpuppt sich als die Nichte des Portiers. Das weiße Schlösschen samt Garten und Weinbergen, das ihre Wohnung sein soll, ein Geschenk des Grafen, steht schon bereit und glänzt im Mondschein. Nun muss er sich auch eleganter kleiden, meint Aurelie.¹⁹ Zum zweiten Mal soll er sich neu einkleiden, Schauplatz und Rolle sind ihm schon bestimmt. Doch er begreift's nicht ganz. Dem weißen Schloss im Mondschein schenkt er nicht einen Blick. Er spricht vom Reisen, nach Italien, gleich nach der Trauung, nach Rom. „Sie lächelt still und sieht (ihn) recht vergnügt und freundlich an“²⁰ und unter Leuchtkugeln und mit Musik „war alles, alles gut“.²¹

Man möchte es gerne glauben, wär's nicht zu schön und hätte man nicht vorhin gleich vorn am Zollhaus den Taugenichts seinem Nachfolger im „punktierten Schlafrock“ begegnen sehn, der ihn grimmig mit lautem Schimpfen aus der Stube verjagt, in der die Zeit stehen geblieben ist.²² Sollte am Ende doch der Portier im Recht sein, wenn er sagt: „Nun wahrhaftig und wenn der bis ans Ende der Welt reist, er ist und bleibt ein Narr!“²³ Oder beschreibt dies Urteil aus der Sicht des Philisters eher entgegen dessen Absicht die glückliche Natur des Taugenichts, der sich in die Welt hineinbegibt und sich ihr anvertraut? – Und die Welt? – Sie ist ihm fremd geblieben.

Die Zeit der Aufbrüche ist jedenfalls nun erst einmal für ihn vorbei. Aurelie scheint das zu wissen. Auf seine neuen Reisepläne geht sie nur mit einem stillen Lächeln ein. Das weiße Schlösschen, das im Mondschein glänzt, sieht nicht so aus wie ein realer Ort, eher wie der Schauplatz eines neuen Rollenspiels, das andere für ihn geschrieben haben.

Ulrike Eisenträger

¹⁷ Vgl. a.a.O., 531f.

¹⁸ a.a.O., S. 557, Z. 27ff

¹⁹ Vgl. a.a.O., S. 561, Z. 8

²⁰ a.a.O., S. 561, Z. 8ff.

²¹ a.a.O., Z. 17

²² Vgl. a.a.O., S. 525f

²³ a.a.O., S. 558, Z. 34ff